Der Sonntag

Sonntag — Beilage zu den Dresdner Neuesten Nachrichten — 14. September 1924

Das Gebet aus dem Freischütz

Von Georg Hirschfeld

Aeltere Berliner werden sich seiner erinnern. Es war in der Charlottenburger Chaussee, an der Kreuzung der Siegesallee — dort saß der blinde Invalide, dessen Namen ich nicht mehr weiß. Aber er wird wohl auch einen Spitznamen gehabt haben, vom schlagfertigen Volksmunde angehängt — ohne den ist kein Original durch das Wandelbild der Reichshauptstadt gezogen. Es war ein alter Mann mit dünnem weißen Bart und grauem Haar, das sorgfältig über die Ohren gekämmt war. Er trug eine blaue Brille, und der gebückte Körper steckte in einem verschossenen braunen Ueberzieher. An der Brust hingen zwei Kriegsmedaillen. Sein Gesicht hatte den edlen und durch reiche Armut rührenden Ausdruck, den Blinde häufig haben. Es war etwas wie verzückte Erwartung, von den Klängen der Drehorgel genährt und beschworen.

Täglich saß er an derselben Stelle hinter seinem Leierkasten und spielte immer dasselbe Stück. Ich erinnere mich wenigstens, kein andres von ihm gehört zu haben. Es war das Gebet aus dem Freischütz. Wurde er von Vorübergehenden beschenkt — und das geschah fortwährend an der belebten Stelle — so faßte seine freie Hand an die Soldatenmütze.

Von Kindheit auf an ihn gewöhnt, hatte ich den Alten gern, wenn mich sein ewiges Gebet aus dem Freischütz auch bis in die Nacht verfolgte und während der Ferien eine bedeutende Störung für mich bedeutete. Ich hatte nämlich in der schönen Freizeit nichts Lieberes als die Bänke der Siegesallee, deren Lindengrün damals noch nicht von den Marmorgruppen kaiserlicher Kunstbegeisterung unterbrochen wurde. Dort saß ich täglich, wenn aus der elterlichen Sommerreise nichts geworden war, ein seliger Träumer, aß mitgebrachte Butterbrote und schrieb Verse in mein Notizbuch. Nichts von dem Wandelbilde der Weltstadt um mich herum störte mich, ich sah und hörte mich in fremde Seelen hinein. Nur die Musik, die unvermeidliche, lenkte mich ab. Das Gebet aus dem Freischütz wurde mir durch die Drehorgel des Invaliden mit sentimentaler Inbrunst verleidet.

Aber ich wich nicht von meinem Träumerplatz in der Siegesallee, ebensowenig wie der Invalide, dessen bescheidenes Geschäft dort blühte. Dann kamen allmählich die Jahre, da ich den Kampf um Leben und Dichten zu bestehen hatte. Ich verließ das Berlin meiner Kindheit und kehrte als Student zurück. Als ich, von stürmenden Plänen erfüllt, wieder durch den Tiergarten schritt, drang schon aus der Ferne, von der Charlottenburger Chaussee her, das Gebet aus dem Freischütz an mein Ohr. Der Alte saß tatsächlich noch immer an derselben Stelle, ruhig seinen Leierkasten drehend, vom Wandel der Zeiten unberührt. Es waren die Jahre, da Gewissen und Hoffnung künstlerischer Jugend erwachten. Auch ich hatte auf den Schwesterpfaden Natur und Kunst meine Erkenntnis gefunden und brachte sie tatendurstig aus dem deutschen Süden mit. Musik war mein Ausgleich, ich liebte Weber. Aber es war nicht ästhetische Empörung, was der Leierkasten in mir erweckte. Dasselbe und etwas völlig andres doch, lebte das Kleinod deutscher Waldeinsamkeit in mir. Dennoch rührten mich die zitternden Drehorgelklänge wie eine Naturnotwendigkeit, etwas mit meiner Entwicklung Verbundenes. Und noch eine andre, neue, tiefe Gefühlsreihe wurde in mir wach: Ich fand in dem Invaliden ein grelles Beispiel sozialen Gegensatzes, gesellschaftlicher Erbsünde. Ein Kriegsveteran und Vaterlandsverteidiger, mit den Ehrenzeichen des Königs geschmückt — im Alter hilflos, nicht den Dank, sondern das Mitleid seiner Volksgenossen erntend.

In jenen Tagen hatte ich in der Universität eine Bekanntschaft gemacht, die mich sehr interessierte. Der junge Student war ein pessimistischer Feuerkopf seiner Zeit. Ich debattierte gern mit ihm und freute mich an seinem schlagfertigen Witz, an der fanatischen Beharrlichkeit seiner Ideengänge. Etwas unbedacht stellte ich ihm eines Tages auch meine zarte Beziehung zu dem Invaliden in der Charlottenburger Chaussee dar. Er lachte und tobte sofort: „Der alte X!" (Er nannte seinen Namen, aber ich habe ihn, wie gesagt, vergessen.) „Den kenne ich gut! Der ist eine empörende Zeiterscheinung, aber er hat wenigstens diabolischen Humor! Sie sehen gewiß nur den bemitleidenswerten blinden Bettler in ihm, aber erstens ist er gar nicht so blind, um nicht eine Mark von einem Groschen unterscheiden zu können, und zweitens ist er seit Jahrzehnten kein Bettler mehr, sondern, Sie mögen es glauben oder nicht, ein Millionär!"

Mein Gesicht wurde immer länger. Doch jeden Widerspruch rang die Beredsamkeit meines Freundes nieder. Er riß sein Notizbuch aus der Tasche und bewies mir, was er immer tat, statistisch seine Behauptung. „Wir wollen mal annehmen, dieser alte durchtriebene Spekulant auf patriotisches Mitleid hockt zweihundert Tage im Jahr an der Charlottenburger Chaussee! 200 Tage bei gutem Wetter in der guten Jahreszeit! An diesen 200 Tagen rechnen wir (er rechnete nur — mir fiel es nicht ein, zu rechnen), daß zehntausend Menschen an dieser belebtesten Stelle des Tiergartens täglich vorübergehen, zehntausend, die dem Bettler durchschnittlich einen Groschen schenken! Das sind 200 Tage multipliziert mit 10000 Groschen oder 100000 Pfennigen! Das sind 2 Millionen Groschen oder 200000 Mark jährlich! Der jährliche Verbrauch des Alten, der, nebenbei bemerkt, ein kleiner Schlemmer sein soll, mag 12000 Mark betragen! Bleiben 178000, in zehn Jahren Bettelei 1780000, in zwanzig 2560000 und so weiter, Zinsen nicht gerechnet. Merken Sie nun, daß der alte Schlaukopf über unser ganzes soziales Elend, über alle weltverbesserischen Ideale, die wir zu verkaufen haben, triumphiert? Gewiß, es ist ein kläglicher Beruf, immer wieder täglich das Gebet aus dem Freischütz zu dudeln, aber dafür soll er auch in einem ganz versteckten Winkel Berlins ein prachtvolles Haus haben, mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattet, mit exquisitem Weinkeller, und die freien Abende werden ihm von einer sehr hellsichtigen Dame verschönt! Ein Problem ist nur, wer diesen Bettlerkrösus mal beerben wird! Eigentlich müßte es die patriotische Stadt Berlin sein!"

Also sprudelte mein Universitätsfreund. Seine schwarzen Augen funkelten hinter der Brille. Ich fühlte mich ganz geschlagen, belustigt, empört und angewidert, wollte ihm gern widersprechen, aber die Wahrscheinlichkeit seiner Statistik lähmte mich.

Ich blieb allein und beschloß, in der Dämmerung des Sommerabends die Kreuzung der Siegesallee und der Charlottenburger Chaussee fortan zu meiden. Den kapitalistischen Spender des Freischützengebetes wollte ich nicht wieder hören. Aber die Gewohnheit der Kindheit zog mich gegen meinen Willen in ihre Schlingen. Ich konnte nicht lesen, nicht arbeiten, ich hörte plötzlich wieder die altvertraute, häßlich-schöne Melodie. Es trieb mich, aufzustehen, sie zu suchen, ihr zu folgen, den Beweis zu erschauen für die zynische Behauptung meines Freundes.

So ging ich denn durch den linden Regen hin und stand plötzlich an der bekannten Stelle. Ohne Scheu trat ich heute neben seinen Leierkasten, wartete den letzten Ton des Gebetes ab und folgte dann dem ärmlichen Greis. Er machte Feierabend, zuletzt noch von einem schönen Fräulein beschenkt, und lud seine Drehorgel wie seinen ganzen Besitz seufzend auf den Buckel. Mich, den Verfolger, schien er nicht zu bemerken, aber er war wohl auch wirklich ganz blind, obwohl er nun einen endlos langen Weg ohne Führer ging. Ich wurde todmüde, als ich ihm folgen mußte. Endlich in einer Berliner Gegend, die ich nie gesehen, aber als sehr vornehm erkannte, blieb der Alte stehen. Er war es noch, mit seiner blauen Brille, mit seinem verschossenen braunen Ueberzieher. Aber aus einem prächtigen Palais trat ein Livreediener, der ihm die Drehorgel vom Buckel nahm und ihn mit tiefer Verbeugung voraus in den Park treten ließ. Ich wurde nicht zurückgewiesen, ich durfte folgen. Das Haus, das ich betrat, war eines amerikanischen Milliardärs würdig. Ich fühlte mich in meiner indeutschen Armlichkeit ganz eingeschüchtert. In einer mystisch beleuchteten Halle war eine verschwenderische Tafel gedeckt. Bald erkannte ich, daß die Säulen, die sie trugen, aus purem Nickel waren, denn sie bestanden aus Millionen Groschen. Ich mußte in einem Winkel stehenbleiben — kein Stuhl war für mich da. Mit dürrer Zunge und hartem Gaumen mußte ich mit ansehen, wie der Alte tafelte. Ein wunderschönes, junges Weib gesellte sich zu ihm, erst in einem schimmernden Gewand, dann nackt, ganz nackt. Er selbst entledigte sich plötzlich des braunen Ueberziehers und der Brille und stand verjüngt, in roseidenem Schlafrock, mit gesunden, frech lachenden Augen. Das Weib umschlang ihn, ihre Champagnerkelche klirrten aneinander, von den Wänden der Halle klang erst leise, dann mächtig anschwellend Musik. Es waren Orgeltöne, richtige gewaltige Kirchenorgeltöne — das Gebet aus dem Freischütz! Die beiden aber sahen mich jetzt endlich an und brachen in ein fürchterliches Hohngelächter aus.

Ich fuhr zurück und mit dem Kopf gegen eine harte Stuhllehne. Heftiger Schmerz ließ mich erwachen. Es war Nacht um mich her. Mit lächelndem Schauder fand ich mich wieder. Es befriedigte mich, daß ich in Wahrheit nicht zur Charlottenburger Chaussee gelaufen, sondern zu Hause an meinem Schreibtisch geblieben war. Der Besitz der Kindheit blieb bestehen. Ich ließ es bei dem schönen Wahn, und als ich später doch wieder einmal vorüberkam, bat ich dem Blinden, der verzückt Agathes Gebetstriller, alles ab. ...

Herbst

Von Erwin H. Reinalter

Ich brauche nur die Augen zu schließen, um ihn vor mir zu sehen, als wäre er mir leibhaftig nah: groß und elegant, ungebeugt von den Jahren, um die Lippen stets jenes angenehme, verbindliche Lächeln, in das sich so viele Frauen schon verliebt hatten. Man sah ihm den ehemaligen Offizier an, er war einer jener aussterbenden Kavaliere, die, vom Schicksal begünstigt, das Dasein als einen steten süßen Rausch genießen dürfen. Es ist nun schon viele Jahre her, daß er starb, und wenn er noch unter uns weilte, so wäre er vielleicht nicht mehr der, als der er in der Erinnerung fortlebt. Denn Menschen seiner Art sind heute fehl in der Welt, sie wirken wie Bilder, denen man den prunkvollen Rahmen, der so vieles an ihnen erklärte und ins rechte Licht setzte, wegnahm. Damals aber, in einer liebenswürdigen Zeit, war er einer der Liebenswürdigsten. Er genoß die Stunden mit der Geste eines Mannes, der sich des Schönen würdig weiß; und das Bestechendste mochte sein, daß er, als er die Höhe seiner Zeit überschritten hatte, sich mit soviel Anstand, mit soviel Klugheit in den Herbst seines Lebens zu schicken wußte. Wer versteht diese Kunst heute noch? Und eine Kunst, eine große Kunst ist dieses halb lächelnde, halb resignierte Erkennen der Wahrheit, der Tatsachen — eine Kunst obendrein, die den Erfolg entscheidet, nicht anders denn beim Theater, wo so vieles daran liegt, daß man zur richtigen Frist von der Bühne abtritt und damit der Gefahr entgeht, sich zu überleben. Was Martin Vilgradner betraf, so liebte er seinerseits den Herbst mit seinen goldenen Tagen und seinen klaren Fernen. Er wußte wohl, daß der Herbst nicht nur Sterben und Verfall ist, daß das trostlose Niederrasseln fahler Blätter nicht sein einziges Symbol sein kann. Es gibt auch einen Herbst der Kraft, einer Kraft freilich, die gereifter, gebändigter, geklärter ist als die des Sommers und die noch einmal die Kräfte quellen und steigen läßt, daß die Früchte reifen und schwer und lockend an den Bäumen hängen. Sind die roten Flammen, die in lautlosem Brand über den Wäldern zusammenschlagen, nicht Fanale eines schöpferischen Lebens, das glühendere, leidenschaftlichere Farben zu wecken weiß als der Frühling? Hinter all diesem Glühen, hinter all dieser Kraft freilich steht näher und drohender denn je die große, trostlose Oede. Aber es handelt sich nicht darum, dieses Letzte, dieses Unentrinnbare zu leugnen oder zu fürchten. Freilich, den Herbst zu genießen, gerade weil er vor diesem Abgrunde liegt, in einem Abschiednehmen, das doch von Schwäche nichts weiß, noch einmal das Glück und den Rausch des mählich Entgleitenden zu trinken — wer kann das noch? Ach, es gibt keine Männer mehr, die mit soviel Anstand zu altern verstehen wie jene Männer einer früheren Zeit, die mit einem zärtlichen Lächeln den sanft sich neigenden Hang hinunterschritten.

Martin Vilgradner war reich und er hatte viel geliebt. Die schöne weite Welt hatte ihm gehört und nirgends hatte sein seltsamer Einfluß auf die Frauen versagt. Er sprengte mit verhängtem Zügel durch dieses Leben, das ihm so sehr gewogen war, aber das Seltsame war, daß er, an der Barriere angelangt, diese nicht im Sprunge nehmen wollte, sondern zur Besinnung einhielt. Er alterte, und wenn er sich vor den Spiegel stellte, dann waren die Zeichen und Spuren zu deutlich, als daß er sich dieser Erkenntnis hätte verschließen dürfen. Aber er alterte — dies wurde bereits gesagt — mit einer gewissen Delikatesse und Diskretion, und am meisten zeigte sich dies in seinem Verhältnis zu den Frauen. Er wußte wohl, daß er sich allmählich lächerlich machen mußte, wenn er weiterhin an den Allüren eines Jungen festhalten, wenn er den ungestümen Eroberer, den wilden Bezwinger spielen wollte. Anderseits war er durchaus nicht geneigt, sich von den Frauen zurückzuziehen, sie gänzlich aufzugeben. Dann war es für ihn jedenfalls zu früh — und vielleicht ist es dazu für einen Mann immer zu früh. Immer noch sah man ihn viel mit Frauen beisammen, die er durch die Anmut seines Geistes, durch den Reiz seines Wesens bestach. Indes, sein Verhältnis zu ihnen war klug gemischt, er zeigte ein wenig Liebe und viel Freundschaft, und was an Zärtlichkeit durchbrach, war doch gemildert und gedämpft durch eine überlegene Ruhe, die er mühsam wahrte. Denn in Wahrheit fühlte er sich zu tief, trotz den bitteren Lehren, die ihm der Spiegel erteilte, noch jung, und diese Jugend kam mit seinen Jahren immer wieder in traurigen Konflikt. Aber er hielt sich knapp und kurz, wie man ein Pferd niederhält. Die eine der beiden Lehren nämlich, die ihm sein mählliches Altern schenkte, war die, daß ein Mann, der das unbedingte Vertrauen zu seinem Erfolg verliert, allzuleicht Gefahr läuft, sich jener melancholischen Lächerlichkeit auszusetzen, die so tödlich sein kann. Die zweite Lehre aber ... doch hier muß man weiter ausholen.

Einmal wäre es ihm beinahe doch geschehen, daß er seine Selbstbeherrschung verlor, und damals bekam er von einer Frau eine Lektion, ohne daß sie sich selbst dessen bewußt war. Er wohnte damals — ein wunderschöner Herbst war im Lande und die Ferne lag nahegerückt in der gläsernen Luft — in einem Hotel des Salzkammergutes, müde der großen Stadt, von der Hoffnung getrieben, daß er für einige Zeit Ruhe und Besinnen finden würde. Doch ward ihm nicht ganz zuteil, was er gesucht. Denn dieser Herbst war so schön, daß viele noch den Sommer gegenwärtig wähnten, und so war das Hotel nicht anders überfüllt wie auf dem Höhepunkt der Saison. Ein buntes, heiteres Leben entfaltete sich bei Tische, im Garten, auf dem kleinen glitzernden See. Und er, von der milden Klarheit dieser Tage bestrickt, mischte sich in dieses Treiben, er tat mit bei Festen und Vergnügungen, er war amüsant und wohlgelaunt. So vergingen ihm zwei Wochen, und er erwog schon den Zeitpunkt seiner Abreise, als ihm jenes Erlebnis widerfuhr.

Im Hotel wohnte eine junge Dame, eine Südländerin, in deren Gesellschaft man ihn bisweilen sah. Sie war schön, und was ihn betraf, so gefiel sie ihm über die Maßen. Oft spürte er in ihrer Nähe, wie die Glut noch einmal aus ihm vorbrechen wollte, wie er noch einmal in stürmischem Begehren danach verlangte, zu erobern und zu bezwingen. Indes, dies blieben Augenblicke. Er hatte gelernt, sich im Zaume zu halten, und er übte diese Kunst mit einer gewissen grausamen, selbstmälerischen Leidenschaft. Oh, er wollte nicht lächerlich werden vor sich und den andern. Dieser Herbst, der ringsum lag über dem Lande, reifte Früchte; aber konnte er Blüten zum Blühen bringen? Indes, es kann wohl manchmal geschehen, daß eine Blüte, die der Frühling nicht weckte, im späten Jahr erst zu treiben beginnt und einen Glanz entfaltet, als wollte sie die Zeit Lügen strafen. Und so geschah das Seltsame, daß ein Tag, an dem die Fremde nicht erschien und er sie vergeblich im Hause, im Garten und am See suchte, ihn in jene Beklemmung, in jene Verzweiflung, in jenen süßen Rausch versetzte, den er so oft im Leben schon gespürt, und daß all dies mit wilder Gewalt durchbrach und sich keiner Selbstbeherrschung mehr unterwarf. Er erkannte, daß sein Gefühl ihn stürmischer überrannte, als je in dieser letzten Zeit, und es half nichts mehr, daß er sich seines grauen Scheitels erinnerte und seines Vorsatzes, Haltung zu wahren. Als er sie am Abend noch immer nicht gesehen hatte, wurde er sehr unglücklich. Er ging auf sein Zimmer, stand am offenen Fenster, sah in den Abend hinaus, der mählich dunkler wurde, und fühlte immer deutlicher, daß er sich einer Situation gegenüber befände, der er in keiner Hinsicht gewachsen wäre. „Was soll ich tun?" sagte er leise vor sich hin. Es riß ihn, zu ihr hinüberzugehen, sie zu sprechen, ihre Hand zu küssen, ihr Lächeln zu sehen. Sollte und mußte er nicht das Stubenmädchen zu ihr schicken, um sich nach dem Grunde ihres Fernbleibens zu erkundigen? Es wäre eine Botschaft von ihr, es wäre ...

Aber in diesem Augenblick ging er quer durchs Zimmer, schaltete die Beleuchtung ein, holte den kleinen Schlüssel hervor und sperrte den Koffer auf. „Ich werde reisen", sagte er, „ich muß reisen. Das alles hat keinen Sinn, es ist töricht ..."

Er öffnete den Schrank und begann ihn auszuräumen; und er war eben ganz in seine Beschäftigung vertieft, als es an seiner Tür klopfte. Er schrak auf, und ehe er noch etwas sagen konnte, ging die Tür auf und die Fremde selbst trat herein, rasch, getrieben von ihrer südlichen Impulsivität. In der Tat, sie war es wirklich, und da er keinen Besuch in diesem Augenblicke weniger hatte erwarten können, so war er so maßlos verwirrt, daß er kein Wort sprechen konnte. Dann aber quoll ein namenloser Jubel in ihm auf. Er ging ihr entgegen, mit ausgestreckten Armen: „Sie", sagte er, „wirklich, Sie sind es ... wie lieb das ist, daß Sie zu mir kommen ..." Und er dachte: Welch ein Sieg dies ist, und ich Narr, ich wollte schon reisen ...

Dies war das letztemal, daß Martin Vilgradner Sieg und Triumph fühlen durfte, und die Wirklichkeit bemühte sich, seine Freude rasch und unbarmherzig zu zerstören. Denn die schöne Frau kam mit langsamen Schritten durchs Zimmer, blieb vor ihm stehen, blickte zu ihm auf, dem ein freudiges Lächeln im Gesicht stand, und sagte: „Lieber Herr Vilgradner, seien Sie mir nicht böse, aber ich fürchte mich so und da ... und da kam ich zu Ihnen, um Schutz zu suchen ..."

Schutz? Das Lächeln auf seinem Antlitz glättete sich ein wenig, und es verschwand allmählich vollkommen, als er diese seltsame und ein wenig wirre Geschichte erfahren mußte. Ein Herr nämlich, der auf die Dame alte Rechte zu besitzen glaubte und der ihr, voll Leidenschaft, Liebe und Beharrlichkeit, überall nachspürte, um diese seine Rechte geltend zu machen, war gestern plötzlich im Hotel aufgetaucht. Oh, man kannte ihn nicht; er war wie ein Vulkan, ungestüm, jung, trotzig ... und nun hatte sie keine ruhige Stunde mehr, sie hatte Angst vor ihm, vor einer Auseinandersetzung ... „Und vielleicht", fügte sie mit einem halben Lächeln hinzu, „habe ich auch ein wenig Angst vor mir selber: wer weiß das sicher?"

Er ließ ihre Hand los, die er gefaßt hatte. „Und da kommen Sie zu mir, am Abend, ganz allein? Vor mir haben Sie keine Angst?"

Sie aber lächelte. „Vor Ihnen? Nein. Warum sollte ich? Sie sind mir ein guter Freund. Zu Ihnen habe ich Vertrauen ..."

Dies war das Erlebnis Martin Vilgradners. Etwas zuckte damals in seinen Armen, eine Stimme in ihm schrie: „Reiß' ... an dich, küß' sie, die Stunde ist günstig, und sie ist schön!" Aber da kam durch das Fenster eine kühle Welle herein, und er erkannte wieder mit einem kleinen Schauer, daß der Herbst mit all seinen milden, sonnenübergläuzten Tagen nicht mehr der Sommer ist. Er wurde wieder der Mann, der er sich solange zu sein bemüht hatte, er saß der Dame gegenüber am Fenster, das er geschlossen hatte, weil ihm in der feuchten Kühle fröstelte.

Am nächsten Morgen reiste er ab, und an diesem Tage kam über den Rand des Gebirges ein häßlicher Sturm herüber, der in den Kronen der Bäume wühlte, ihre gelben Blätter traurig auf den Boden hintanzen ließ und sich müßte, ein Werk der Zerstörung zu vollenden, das sich solange verzögert hatte.

In diesen Herbsttagen hatte Martin Vilgradner die zweite Lehre erhalten: daß der Herbst für einen Mann vollends gekommen ist, wenn die Frauen anfangen, zu ihm Vertrauen zu haben ...

Am Grabe Storms

Zum 14. September, dem Geburtstag des Dichters

Von Hans Bethge

Auf Husum lagen Nebel dicht und schwer,
Am Hafen sah man kaum die Halligsegel.
Die Luft war voll von Rufen grauer Vögel,
Und hinterm Deiche regte sich das Meer.

Ich trat an eine steinern kahle Gruft,
Hart an der Straße, wo die Kinder spielen.
Die Linden, deren Blüten schon entfielen,
Verstreuten ihren letzten Duft.

Kein Kreuz. Kein Wort. Der Platz ist schwer zu finden.
Kein Efeu, der sich um den Marmor flicht.
Kein Sonnenstrahl, der durch die Zweige bricht.
So kalt. So öde. Grausam. — wäre nicht
Das Spiel der Kinder und der Duft der Linden.

Die weiße Birke

Phantasie von Fedor Ssologub

„Mein süßer zarter Liebling!" flüsterte der kleine, blasse, halbwüchsige Knabe seiner geliebten Birke zu. Er saß auf einer niedrigen Bank in seinem Garten, mit einer Leinenbluse bekleidet. Er beugte sich etwas vor, legte die sonnengebräunten Hände auf die Knie und — träumte.

Ganz leise näherte sich die Schwester und setzte sich dicht neben den Bruder auf die Bank, während ihr Lächeln sich in ein helles Lachen verwandelte. „Wer auf die Birke schaut, träumt von Ljubotschka, aber sie — hat einen Bräutigam, und du, Seroscha, bist ein Narr!" sagte sie.

Der Knabe blickte die Schwester an, als hörte er wohl, was sie sagte, ohne aber ihre Worte zu verstehen. Dann seufzte er und erwiderte gedehnt: „Was du dir alles ausdenkst! Was geht mich Ljuba an, die etwas dreimal hübscher ist als ein graziöser Sumpfkäfer."

„Pfui, Schafskopf, darf man denn so von einer Jungfrau sprechen?" erwiderte das Mädchen, über das ganze rosige Gesicht lachend. Seroscha sah sie gelassen an und sagte: „Du, Sinka, verstehst überhaupt nichts und hast nur das Schimpfen gelernt. Wenn du mich aber noch einmal Schafskopf nennst, so tauche ich dich wieder ins Wasser."

„Das wollen wir sehen, wer zuerst getaucht wird!" erwiderte Sinka halb störrisch, halb mutwillig. Sie erhob sich, schüttelte ihre schwarzen Zöpfchen und ging fort, nachdem sie dem Bruder noch verächtlich zugerufen hatte: „Ich will mit dir überhaupt gar nicht mehr sprechen."

Als der Sand unter ihren Absätzen nicht mehr knirschte und sie gar nicht mehr zu sehen war, trat Seroscha an die Birke heran, schmiegte sich zärtlich an sie und küßte ihre zarte, rosigweiße Rinde. Ein leises Zittern schien den Bau der Birke zu bewegen, ihre Blätter raschelten fröhlich, und der holde Duft der zarten, nordischen Birke umwebte den Knaben. Heimlich umfaßte er ihren Stamm und lehnte seine Wange an die glatte, weiche Borke, die seine Haut leicht und wohlig streifte.

Es war eine helle, durchsichtige nordische Nacht. Im Garten saßen die jungen Mädchen, die der Tag müde gemacht hatte. Sie wollten nicht spazieren gehen und plauderten lustig und vergnügt. Ihre lachenden Stimmen waren Seroscha unangenehm. Er begab sich deshalb nach seiner kleinen Mansardenstube, setzte sich ans Fenster, blickte nach dem milden, seltsamen Himmelsgewölbe, das so leer und doch so bedeutungsvoll schien, und wartete. Endlich wurde es stiller. Der Knabe eilte in den Garten hinunter und ging wieder an seine Birke heran. Die Villa befand sich auf einem hohen Ufergelände. Unten rauschte ein Fluß und brandete an den Steinen. Das ganze Geräusch klang aber leise und eintönig. Es war ein Plätschern und Rauschen, das vom Nebel verhüllt war. Und dann, wie ein Reislein, stieg eine Nixe mit grünem Leibe und grünen Augen aus dem Wasser. Durch ihren kleinen, durchsichtigen Körper schienen alle Gegenstände ein grünliches Licht anzunehmen, und neugierig und lockend blickten ihre Augen, die nichts Lebendes verrieten. Die weißrindige Birke erschauerte leicht und flüsterte ihren duftigen Blättchen etwas zu. Hinter den Büschen rief eine Stimme: „Komm' zu mir, sie schweigt, ich aber bin munter und erzähle dir etwas!"

„Ich brauche deine Erzählungen nicht, ich habe genug Märchen gelesen, mach', daß du fortkommst!" sagte ärgerlich Seroscha. Es ließ sich ein gläsernes, feines, klingendes Lachen vernehmen. Die Durchsichtige lachte und huschte über die Steine weg, mit einem Lachen, aus dem auch ein Weinen herauszuhören war. Nixenlachen und kleine Trämen. Und worüber wird gelacht, worüber geklagt?

Es waren heiße Tage. Der Sommer hatte kaum begonnen, das Gras war noch in das frischeste Grün gehüllt, das Laub der Birke zeigte die anmutig weiße Färbung, und die Hitze eilte auf Flügeln herbei. Schöne, wallende Birke! Sie erhebt sich über Seroscha, und er liegt auf der Bank unter ihr und hört, wie der Wind durch die Zweige weht. Wie traut und wie lieblich das ist.

Plötzlich kommt die Cousine Lisa heran, eine rotwangige, schwarzäugige, dunkle Schönheit, die vor kurzem Witwe wurde, aber ihre Lebensfreudigkeit schon wiedergewonnen hat. Sie verbreitete einen Duft von starkem Parfüm, der so gar nicht zu dem grünen Garten und zu dem zarten, frischen Duft der Birke paßte. Der Knabe wurde ärgerlich. Was die auch für Gewohnheiten hat!

„Seroschinka", rief sie leise, fast zärtlich, als ob sie ihn um etwas bitten wollte.

„Nun, was willst du?" lautet die herbe Antwort. Er hatte schon eine Ahnung, daß sie nichts Gutes zu verkünden hatte.

„Wann bringt denn dieses rotwangige Weib etwas Gutes", murmelte Seroscha. Er zog die Augenbrauen zusammen, legte sich auf den Bauch und baumelte mit den Füßen.

Freundlich fragte Lisa: „Mein Lieber, kannst du nicht aufstehen?"

„Wozu?" fragte der Knabe schon halb gereizt.

„Du liegst unter der Birke und denkst an Ljuba. Warum gehst du nicht zu ihr hin?"

„Unsinn."

„Vielleicht hast du Leibschmerzen, mein Liebling?" fragte Lisa mit verhaltenem Lachen.

„Die allerdümmste Dummheit!"

„Hast du etwas von Ljubas Pomade genommen?"

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id490223001-19240914/17